

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

Donnerstag, 7. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Stowronnek.

(16. Fortsetzung.)

Von wem möchte wohl die Fopperei ausgegangen sein? Wenn Erna von Degenfeld zu Hause gewesen wäre, hätte sich kein Verdacht zuerst auf sie gerichtet. Lisbeth traute er so etwas gar nicht zu. Sie konnte in gutem Glauben gehandelt haben. . . . Na, der betreffende jemand würde sich wohl doch durch etwas verraten. . . . Mooslehner, den er ins Vertauen zog, zuckte die Achseln. Er hatte wohl gesehen, daß Krummhaar im Morgengrauen mit dem ollen Kranich vom Hofe gegangen war, aber er hielt es nicht für nötig, das zu verraten. . . . Der kleine Vorfall gab aber Anlaß, daß der Assessor sich nach eingeholter Erlaubnis auf den nahegelegenen, vorzüglich eingerichteten Schießstand der Oberförsterei begab und in Mooslehners Gesellschaft eine Menge Patronen verknallte.

Als sie gerade aufhören wollten, fanden sich der Forstmeister und Krummhaar ein. Sie schossen jeder ein paar Kugeln auf den laufenden Fuchs. . . . Auf dem Rückweg meinte der Forstmeister, er hätte die Aufsicht, die Grünröde der Oberförsterei für den nächsten Sonntag wie alle Jahre zu einem Scheibenschießen einzuladen. . . .

„Das trifft sich gut“, rief der Assessor aus. „Ich wollte auch für den Sonntag die Herren der Oberförsterei zu einem Abendessen und gemütlichen Trunk einladen. Wenn sich das verbinden ließe.“

„Weshalb denn nicht?“ erwiderte der Segemeister. „Wird mit Dank angenommen. Und was ich fragen wollte. . . . Haben Sie heute morgen an der Starrischer Grenze zweimal geschossen?“

„Ja, Herr Segemeister! Fräulein Lisbeth erzählte mir heute morgen, als sie an meinem Palast vorbeikam, daß auf ihrer Wiese ein Kranich stände. Ich ging hin und besah mir das Ding, das so sonderbar unbeweglich stand, durch das Glas. . . . Da sah ich denn, daß es ausgestopft war. . . . Aber das merkwürdige Ziel reizte mich, ich schoß zweimal hin und beide Kugeln fielen, wie Sie sich überzeugen können.“

Der Forstmeister wußte sofort, wer der Urheber dieser Rederei war.

„Sagen Sie mal, Krummhaar, wer hat hier einen ausgestopften Kranich?“

„Keine Ahnung, Herr Forstmeister.“ . . .

„Merkwürdig.“

Der Assessor lächelte, denn er wußte jetzt auch, wer ihm den Schabernack gespielt hatte.

Der Sonntag kam und brachte warmes, herrliches Frühlingswetter. Bald nach Mittag sammelten sich die Grünröde auf dem Schießplatz. Da gab's eine feststehende Ringscheibe, einen laufenden Rehbock, einen Fuchs, einen schnell auftauchenden und verschwindenden Wildererkopf. Dann gab's eine laufende Hasenscheibe, die nach dem Auftauchen verschwand, um erst ein ganzes Stück weiter rechts oder links für einige kurze Momente anzutauchen. Auf dem freien Platz stand hinter

einem Erdwall die Wurfmaschine für Lontauben. . . . Der Starrischer war mit Frau und Tochter, Beschulene mit ihrer Nichte erschienen. Als das Schießen bereits begonnen hatte, kamen auch die Dietrichswalder mit ihrem Bräutigam. Sie waren kurz vor Mittag nach Hause gekommen. . . . Daumlehner hatte sich nach reiflicher Überlegung mit den beiden Vätern dazu entschlossen, seinen Abschied einzureichen, aber nicht, um alsbald die Landwirtschaft zu erlernen. Nein, ein Jahr wollte er noch fliegen. Erna sollte nicht vor zwanzig heiraten. . . .

Bald knallte es auf allen Ständen. Der Assessor hatte einen prächtigen Drilling für den besten Schützen gestiftet. . . . Die Hausfrauen packten ihre Vorräte auf die Tische aus. Wie auf Verabredung wurde Rante Schnabel überall freundlichst eingeladen. Und sein Ehrgeiz hielt vor dieser Verlockung nicht stand. Obwohl er sehr gut und reichlich zu Mittag gegessen hatte, aß er sich von Tisch zu Tisch durch. . . . Dann verschwand er. . . . Als man ihn vermiste, meinte der Forstmeister lachend, er habe sich wohl ein stilles Plätzchen ausgesucht, um über den Dienst nachzudenken.

Der Forstmeister beteiligte sich am Schießen, aber außer Wettbewerben. Der Assessor schoß auch einige Kugeln, nachdem er offen erklärt hatte, daß er stark außer Übung gekommen sei. . . . Eine Kritik seiner Leistung war also ausgeschlossen. . . . Ein fröhliches Leben herrschte auf dem Schießplatz. Zu Trinken gab es übergenug. Der Forstmeister hatte eine köstliche Maibowle angefeht. . . . der Dietrichswalder eine noch viel größere. Der Starrischer hatte einige frisch milchende Kühe mitgebracht und Frau Madeline verzapfte frischen Klaus, der aber gar nicht gefährlich war. . . .

Abromeitene sah als glückliche Braut neben ihrem Kalweit, der als anerkannt schlechter Schütze sich nicht am Schießen beteiligte. . . .

Als die Sonne im Westen sank, hörte das Schießen auf. . . . Mooslehner hatte sich den Drilling errungen, der ihm mit einer herzlichen Ansprache vom Assessor überreicht wurde. Die Stimmung war nun auf den Höhepunkt angelangt. . . . Krummhaar schlug vor, einen Parademarsch abzuhalten und dann in Sektionen die wenigen hundert Schritt nach Makunischen zu marschieren, wo die Wagen standen. Die Grünröde stellten sich in Reihe und Glied, die weiblichen Siltstruppen, die durchaus mitmachen wollten, wurden auf den linken Flügel verwiesen. Der Forstmeister, als Rangältester, sollte das Kommando übernehmen. . . . Er richtete ganz vorschriftsmäßig das Glied aus, verbesserte die Gewehrhaltung und kommandierte: „Bataillon marsch. . . .“

In demselben Augenblick fiel ein Schuß. . . . Der Marsch stockte. . . . Gleich darauf fiel ein zweiter Schuß. . . . beide nach der Nische zu. . . . Eine Sekunde später sprang Mooslehner vor. „Das kann

Der Nante gewesen sein mit einem Wildddieb. . . .  
Reuter, Seidenreich . . . Gräwing . . . los . . .

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürmten die vier jungen Geißeläufer davon. Ärgerlich rief der Assessor: „Nun müßten wir mit dem Auto hinterher fahren und ich habe meinem Chauffeur heute Urlaub gegeben.“

„Ich kann fahren“, erwiderte Daumlehner hastig. „Kommen Sie schnell.“ . . .

### 13. Kapitel.

Nante Schnabel hatte sich wirklich ein stilles Plätzchen gesucht, um nach der reichlichen Abstüftung über den Dienst nachzudenken. Er hatte sich eine Decke mitgenommen, sich darauf gesetzt und seinen Rücken an eine dicke Fichte gelehnt. Gerade als die ersten Traumbilder ihn zu umgaukeln begannen, schnarchte er so laut los, daß er darüber munter wurde. . . . Und da kam ihm der Gedanke, daß es doch gemierlich wäre, wenn man ihn vermissen und schlafend finden würde. . . . Kein besser wäre es schon, wenn er sich etwas Bewegung machte. Und da kam ihm der Gedanke, daß vielleicht der Wildddieb die Gelegenheit benutzen könnte. . . . Ohne Aufsehen zu erregen, holte er sich seine Büchse vom Stand, hing sie über die Schulter und wanderte langsam davon zu den Wiesen.

Die Sonne stand schon tief im Westen. Das Rehwild war bereits ausgetreten . . . einige starken Böcke leuchteten schon in der roten Sommerfarbe. Sie hatten auch schon gefegt. . . . Na ein oder zwei würde ihn der Forstmeister doch auch schießen lassen. Dann erinnerte er sich an den Zweck seines Ganges. Wenn der oder die Wildddiebe so gerissen waren, wie sie sich bisher gezeigt hatten, dann gab es keine bessere Gelegenheit, einen Schuß anzubringen. Dem unaufhörlich knallte es vom Schießstand her. Je mehr der Abend vorrückte, desto eifriger wurden die Grünröcke. Daß sie dabei noch einen anderen Schuß vernahmen, war sehr zweifelhaft.

Er nahm die Büchse von der Schulter, spannte sie und begann vorsichtig den Wiesenrand entlang zu pirschen. . . . Jetzt hörte das Knallen auf. Wer wohl den Drilling gewonnen haben mochte? . . .

Ein Rehbock, der hundert Schritt von ihm vertraut öste, warf plötzlich auf und begann weiter nach der Wiese abzutroteln. . . . Das kam Nante verdächtig vor. . . . Er blieb stehen und hob die Büchse, um schußbereit zu sein. . . . Eben glaubte er ein leises Knacken zu vernehmen, als es auch schon knallte. . . . Sein linker Arm sank kraftlos hinab, er fühlte einen stechenden Schmerz in der Seite auf den Rippen. Trotzdem warf er seinen Schuß in die Richtung hin, woher er die Kugel erhalten hatte. . . . Dann sprang er mit einem Satz hinter eine Kiefer, klemmte seine Büchse zwischen die Knie, riß das Schloß auf und lud sie von neuem. . . .

Seine Vorsicht war überflüssig. . . . Nichts regte sich vor ihm. Er kniete nieder, legte sein Gewehr weg, zog sein Taschentuch heraus und saßte einen Zipfel mit den Zähnen. . . . Die Kugel hatte nur die Muskeln durchschlagen und seine Rippen gestreift. Nun wand er mit Hilfe der Zähne das Tuch oberhalb der Wunde um den Arm und verknötete es. . . . Dann saßte er mit der rechten Hand nach seiner linken Seite. . . . Die Uniform war von der Kugel zerrissen und seine Fingerspitzen fühlten das warme Blut. . . .

In eine Verfolgung des Wilderer's war nicht zu denken. Langsam marschierte er nach dem Schießstand zurück. . . . Fünf Minuten später kamen ihm die Kollegen entgegen. . . . und bald danach kam das Auto an. . . . Nante stieg ein, der Assessor wollte ihn sofort nach Raddehnen zum Arzt fahren. Die vier Grünröcke gingen weiter, sie wollten noch bis Dunkelwerden eine Streife längs der Mähwäme unternehmen, obwohl es kaum anzunehmen war, daß sich der Wildddieb noch im Wald aufhielt.

Mit unbewegter Miene sah Nante dem Doktor zu, der ihm die Wunde am Arm auswusch und von beiden Seiten verklebte. . . . Erst als Doktor Glaser den Streichschuß auf den Rippen untersuchte und zu behandeln begann, gab er Zeichen des Unbehagens von sich. „Sie können von Glück sagen, lieber Herr Forst-aufseher“, meinte der Arzt, „einen Boll weiter nach links, dann lägen Sie mausetot im Walde.“

„Der Kerl ist also nach rechts rausgewankt oder er hat die Büchse etwas verkantelt“, erwiderte Nante stöhnend. . . . „Aber es ist doch nicht so schlimm, Herr Doktor. Ich bin zu heute abend beim Herrn Assessor eingeladen und möchte nicht fehlen.“

„Na, so eine Bärennatur wie Ihre wird den kleinen Blutverlust nicht als zu schwer empfinden. Aber selbstverständlich keine alkoholischen Getränke.“

(Fortsetzung folgt.)



Großer Menschen Werke zu sehen, schlägt einen nieder, doch erhebt es auch wieder, daß so etwas durch Menschen geschehen.

## Was ein österreichischer Hauptmann zu berichten weiß.

I.

Jenseits Jovornits, östlich der Drina, ist das serbische Gebiet Mittelgebirge mit Urwald bedeckt, wild romantisch, zerrissen und zerklüftet und mit sehr steilen Abhängen versehen. Unsere Infanterie, Truppeneinheit und speziell unsere Brigade, waren ein gutes Stück in dieses Gebiet, natürlich unter schweren Kämpfen und vielen Verlusten, eingedrungen, um dann in einem großen Halbbogen, der sich an die Drina anlehnte, einen wichtigen Gebirgszug zu besetzen. Dann kam das ganze Korps hinüber und blieb festhaltende Gruppe, bis speziell der nördliche Flügel der Balkanarmee einschwenkte und Raum nach vornwärts gewann.

Wir, die festhaltende Gruppe, gruben uns dorten ein, bauten Schanzen und Stützpunkte, verlegten das Vorkerrain mit Verhauen, Stacheldraht, Wolfsgruben usw., und warteten so die Ereignisse im Norden und Süden ab.

Nachdem wir mitten im Buchenurwald waren, hatten wir Holz in Hülle und Fülle, und da entstanden nun an den Hängen hinter der Front ganze Dörfer und Städte aus Erdhütten verschiedenartiger Form. Meine Kompanie hatte einen Abschnitt von zirka 600 Schritten in der Front und war mit allen vier Jüngen in der vordersten Gefechtslinie auf der Dammlinie des Gebirgszuges in Schanzen resp. gedeckten Unterständen, die mit Laufgräben untereinander verbunden waren. Zwanzig Schritte hinter der Mitte meiner Kompanie hatte ich und mein Kompaniestab je eine Erdhütte mit Laufgräben zur Kompanie. Vis-a-vis von uns, auf eine durchschnittliche Entfernung von 400 bis 1000 Schrittzeichen, hatten die Serben ihre Stellung inne, ein mächtiger Höhenrücken ebenfalls im Halbkreis, dessen Enden an die Drina lehnten, und der unseren kleineren Halbbogen umschloß.

Trotzdem wir eine Zeitlang elendes Wetter hatten, speziell erste Hälfte Oktober regnete es in Strömen, und die Leute Tag und Nacht in einem Meer von Dohm und Rot in den Schützengräben standen oder solch letztere schwer arbeitend neu ausheben mußten, war der Geist der Mannschaft und Offiziere ganz vorzüglich. Für die Patrouillengänge meldeten sich stets eine Menge von Freiwilligen, die dann gewöhnlich abends mit Bomben und Handgranaten versehen, losgelassen wurden, um die Serben zu belästigen. Als das Brigadefommando einmal bei einem bosnischen Bataillon für Patrouillengänge Freiwillige haben wollte, meldete sich fast meine ganze Kompanie. Diese Patrouillen schlichen sich an den Gegner heran, überfielen Feldwachen und Korposten mit Feuerbomben und Handgranaten und brachten fast täglich ein oder zwei gefangene Serben mit. Wenn unsere bosnischen Patrouillen mit den Serben nächtlich zusammenstießen, entwickelte sich vor dem Kampf manchmal folgender Dialog: „Abergeht Euch, Bosnaken, und kämpft nicht mit dem Schwaz

Das gegen Eure eigenen Brüder; wir haben viel Speck und Malia" usw., und andere antworteten dann gewöhnlich: „Wir haben viel bessere Monturen und Menage als Ihr und Munition in Hülle und Fülle, übergebt Ihr Euch" usw., worauf dann erst die Schießerei losging. Bei meinem Bataillon sind nämlich die Hälfte Serben und speziell vor den Bosnjaken haben die Serben einen Heidenrespekt.

Unsere Leute haben aber recht, denn die Verpflegung und der Nachschub an Rüstungsforten, Monturen, Schuhen und Munition war ganz vorzüglich, und als schönes Wetter eintrat, konzertierten oft während des heftigsten Artilleriekampfes unsere Bataillonsmusik, und in das Pfeifen, Flöten und Krachen der Schrapnells und Granaten mischte sich das hundertfache Echo vom Maderki- oder Matoczymarsch zur Freude der Serben!

Bei einbrechender Dunkelheit oder in mondhellten Nächten machten die Serben fast täglich die wütendsten Angriffe und Durchbruchversuche und immer an anderen Stellen der Front, jedoch näher als bis zu den Drahthindernissen kamen sie niemals. Ihr Herannahen wurde stets von unseren Patrouillen und speziell von unseren Gorchpatrouillen gemeldet. Reichlich mit Leuchtraketen und auch Leuchtpistolen versehen, wurden diese von uns abgeschossen, das Vorterrain so beleuchtet und dann der Gegner mit einem mörderischen Maschinen-, Gewehr- und Artilleriefener empfangen. Das Konzert hinderte uns jedoch nicht, wenn es nicht gerade in der eigenen Front war, in gemüthlicher Art und Weise der Ruhe zu pflegen und in Morpheus Armen von besseren Zeiten und vom endgültigen Siege zu träumen.

Dieser Zustand dauerte bei uns einige Wochen, bis die Situation im Norden soweit gediehen war, daß auch unser Korps nun zur Offensive übergehen konnte. Anfangs November wurde daher unsere Artillerie durch Mörserbatterien verstärkt, die unter den ungeheuersten Schwierigkeiten oft stundenlang von Infanterie geschleppt und herangezogen wurden. Hunderte von Munitionstragtieren brachten massenhaft schwere Artilleriemunition und dann begann eine gründliche Artillerie-Vorbereitung. Drei Tage wurden die serbischen Stellungen mit Artilleriefener überschüttet, speziell einige Berge, mächtige Stützpunkte, die die Serben als unentnehmbare natürliche Festungen betrachteten, was sie auch bei nahe waren. Eine Achillesferse war jedoch unsererseits nach langem Hin und Her doch herausgefunden worden, das war ein zirka 700 Meter hoher Berg und eine Abfallskuppe, nach der Karte die sogenannte Kote 693.

So kam dann am 5. Dezember, nachmittags, der Befehl zur allgemeinen Offensive, bei welcher zwei Bataillone und meine bosnische Kompagnie die ehrenvolle Aufgabe bekamen, am 5. Dezember, 5 Uhr früh, vorerst die Kote 693, den Schlüsselbunkt, zu stürmen, um so das Siegestor zum weiteren Vordringen zu öffnen. Um 8 Uhr 30 Min. früh begann meine Kompagnie die Vorrückung im anbefohlenen Raume gegen die Kote 693. Zu dieser Vorrückung wurden sämtliche Leute, die mit Drahtscheren versehen waren, ausgeschieden und in einem Schwarm unter Kommando des Korporals Sali Mujanovic, eines Mohammedaners, vereinigt, welcher an der Spitze der Kompagnie marschierte. Das Terrain in unserem Vorrückungsraum, ein tiefes Thal, war äußerst schwierig, teilweise mit Urwald bedeckt, mit dichtem Unterholz versehen, zerklüftet und zerrissen, wodurch sich der Vormarsch der Kompagnie verzögerte. Um zirka 4 Uhr 30 Min. früh kam die Kompagnie vor eine tiefe und äußerst steil eingeschnittene Schlucht, welche in der Dunkelheit den Eindruck der Unpassierbarkeit machte. Ich faßte daher den Entschluß, um mit der Kompagnie rechtzeitig die Sturmstellung zu erreichen, die Schlucht nach Norden ausweichend zu umgehen, was mir jedoch nicht gelang, da sich hier noch größere Terrainschwierigkeiten entgegenstellten. Da blieb nun nichts anderes übrig, als die Schlucht unter allen Umständen zu forcieren.

Wir begannen den Abstieg, der sich insofern in einer freiwilligen verwandelte, indem ich und die Kompagnie ins Stürzen kamen und den Abhang hinunter kletterten, wo uns ein Bach gütigst in Empfang nahm und uns die Morgentoilette ersparte. Der Abstieg jenseits war leichter und ging glatt vonstatten, so daß ich zirka 400 Meter von Kote 693 den gegenüberliegenden Schanzen, im Westen, d. i. im gedeckten Raume, die Kompagnie ungesehen sammeln konnte. Hier überprüfte ich rasch die Einteilung und konstatierte, daß etwa 20 bis 30

Mann in Verlust geraten waren. Ich glaube, die Serben hielten einen Angriff von dieser Seite infolge des schwierigen Terrains und der Schlucht für ausgeschlossen, denn sonst hätten sie sich doch zum mindesten durch Gorchpatrouillen hiersichern müssen. Gleichzeitig mit mir und meiner Kompagnie sammelten sich Teile vom Bataillon 1/10, welches rechts von mir vorgerückt war, unter Kommando des Hauptmanns B., in der Stärke von etwa einer Kompagnie. Der Sturm war für 5 Uhr vormittags befohlen, und nachdem es bereits 5 Uhr vorüber war, der Tag sich lichtetete, entschloß ich mich, obwohl ein Bataillon, wahrscheinlich infolge Terrainschwierigkeiten, die Sturmstellung noch nicht erreicht hatte, im Verein mit Hauptmann B. den Sturm mit seiner Kompagnie allein durchzuführen und gab diesbezügliche Befehle. „Feldwebel und Ordnonnangen zu mir.“ (Unter den Ordnonnangen ist immer ein Tambour und ein Hornist, Distanzweiser usw.) Der Schwarm mit den Drahtscheren unter Kommando des Korporals Sali Mujanovic bildete vorne eine schällere Schwarmlinie, 30 Meter dahinter folgte die Kompagnie in Halbkompagniesolonne. „Kompagnie marsch.“ In Durchführung der anbefohlenen Formation setzte sich nun die Kompagnie gleichzeitig mit der vom Bataillon 1/10 in Bewegung nach vorwärts, kam aus dem toten Raum und wurde dann erst von den Serben bemerkt und mit dem heftigsten Schnellfeuer, mit Handgranaten und explodierenden Erdminen empfangen. In diesen Momenten befaß ich dem Hornisten und dem Tambour Sturm zu blasen und zu schlagen und die Kompagnie stürzte sich unter Jauchzen und lautem Hurraufen auf den Feind in der Schanze.

Zur mörderischsten Feuer eilten der Kompagnie ganz allein, furchtlos und heldenmütig, der Gefreite Rasic und der Korporal Mujanovic weit voraus und durchschnitten mit ihren Drahtscheren die Drahthindernisse, worauf die Kompagnie ungehindert in die Schanze einbrang. Rechts von meiner Kompagnie war die von 1/10 unter Hauptmann B. ebenfalls heldenmütig in die Schanze eingedrungen. An der Stelle, wo die Kompagnie einbrang, stand ein modernes serbisches Gebirgsgeschütz und zirka 50 Meter links, seit- und rückwärts davon ein serbisches Maschinengewehr, welches sein Feuer sofort auf die Kompagnie richtete. Nun kam es zu einem kurzen Nahkampfe und Handgemenge, wobei von uns alles niedergemacht wurde, was nicht die Hände hoch hielt. Die Kompagnie hatte sich mit einem berartigen Eifer auf den Gegner geworfen, daß dieser vollständig überrascht schien, daher sofort erlahmte und sich unter Zurücklassung von Geschütz und Maschinengewehren, Waffen und Vorräten sowie Gefangenen zur Flucht wandte. Der Kompagnie-Hornist sah während des Handgemenges gemüthlich mitten auf der Schanze auf der Höhnkuppe und blies mit vollen Waden unausgesetzt Sturm. Der Hauptgegner auf den umliegenden Höhenkonzentrierte natürlich sofort sein gesamtes Feuer, Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, auf die Höhenkote 693 und überschüttete uns mit einem Hagel von Geschossen aller Art. So schlug z. B. eine 15-Zentimeter-Granate einige Schritte vor mir ein, während des Handgemenges, in eine Gruppe von Freund und Feind. Körperteile, Erde, Steine, Monturtheile und eine ganze Bluse flogen hoch in die Luft und dann flatterte die Bluse wieder langsam zur Erde herab. Mittlerweile kamen noch Teile vom Bataillon 1/10 zur Verstärkung nachgerückt. Bataillon 77 war unterdessen in einem anderen Kampf verwickelt worden. Mein Offizierdiener wird während des ganzen Sturmes nicht von meiner Seite und erst als wir in die Schanze einbrangen, verloren wir uns im Handgemenge, an welchem er sich heldenmütig beteiligte, bis er durch einen Schrapnellschuß an der Schulter verwundet wurde. Dann ging er im mörderischsten Feuer auf der ganzen Schanze herum seinen Herrn suchen, bis er mich, schwer verwundet und bewußlos, mitten auf der Schanze vorfand — doch davon noch später. Der Feldwebel Bajric Sulejman, ebenfalls ein Mohammedaner, war während der ganzen geschilderten Situation von einer geradezu humoristischen Sorglosigkeit, freute sich wie ein kleines Kind, als wir in die Schanze eingedrungen waren, lachte, wenn eine Granate neben ihm platzte, kam sofort grinsend mit allerhand Neuigkeiten zu mir, um mir Meldung zu erstatten, wobei er unterwegs immer ein paar Serben falk stellte, kurz und gut, ein ganz gelungener Mensch.

So hatten wir, zwei Kompagnien denn statt neun Kompagnien, die Schanze glänzend im Sturm genommen, die

meiner Verrechnung nach von mindestens zwei gegnerischen Bataillonen mit Artillerie- und Maschinengewehr-Abteilungen besetzt war. Auch ich stiefelte oben auf der Schanze sorglos herum, mich abmühend, meine Leute zusammenzuhalten, da sie dem flüchtenden Gegner nachzueilen wollten und nicht zu halten waren, speziell mein Leutnant, der den Geldtödel fand. Wir durften den Schlüsselpunkt nicht aus der Hand geben, um so mehr, als die Möglichkeit von Gegenangriffen vorlag, so lange nicht genügende Verstärkungen eintrafen. Da wollte ich mich nun gerade mit meinen Kameraden vom Bataillon 1/10 diesbezüglich ins Einvernehmen setzen und war auf dem Weg zu ihnen. Ein Zuruf in dem Höllenspektakel war unmöglich. Da spürte ich einen heftigen Schlag durch meine linke Brustseite mit dem Nebengefühl, als ob darinnen etwas geploft sei, rief zweimal „Weiric!“, sank um und verlor die Besinnung. Was ich nun weiter erzähle, weiß ich teilweise nur vom Hörensagen.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Eine Fahrt über die Schlachtfelder an der Bzura. Eine kühne Automobilsfahrt über die Schlachtfelder an der Bzura, auf denen unsere Truppen jetzt so namhafte Erfolge errungen haben, gibt der Berichterstatter Granville Fortescue, der dazu die Erlaubnis vom russischen Oberkommando erhielt. „Diesen Morgen hat es geschneit, und die trübe, braune polnische Ebene ist in glühendes Weiß gekleidet. In unseren Häupten drückt ein schmutziger silbriger Himmel nieder, der kaum höher zu sein scheint als eine graue Zimmerdecke. Im Norden strecken ein paar Bäume ihre nackten Zweige in die Obe hinein und maßen einen schwarzen Fleck auf die Leinwand von Grau und Weiß. Das ist die Schlachtlandschaft. Hinter den Bäumen da fliegt die Bzura. Vor uns dehnt sich die Ebene, flach und leer; sie und da schwarze Punkte, einzelne Gehöfte, während im Süden die Straße nach Katsch läuft, von einer langen Linie lauloser Bäume eingefast. Im Westen liegt Sochaczew, ein dunkles Gewirr von Häusermassen nahe an dem Wege, der zum Fluß sich hingiebt. Durch diese Landschaft kriechen sie und da Gestalten. Es sind müde Reiter, deren kleine Pferdchen die Nase tief auf den Boden hängen lassen. Auch die Kanoniere an der Batterie zur Rechten sind müde, und nur selten hört man die dumpf dröhnende Stimme ihrer Geschütze. Hinter dem Horizont im Norden rollte wie Donnerhallen der vielstimmige Chor von Kanonen; aus der Baumgruppe kommt ein anderes Geräusch. Pop, pop, pop, popaaaa — es ist der Ton des Gewehrfeuers. Das knattert schon den ganzen Morgen, aber ich kann mir die Augen aussehnen, ohne einen Soldaten zu erblicken. Ihre Schützengräben sind mir gezeigt worden, aber das ist der Kniff der Russen, daß sie ihre Gräben fast unkenntlich anlegen. Stunde auf Stunde antwortet so Kanone auf Kanone über die Ufer der Bzura. Granate an Granate wühlt sich in den weichen Boden. Die Gewehre knattern unaufhörlich. Gewinnen wir? Verlieren wir? Es scheint, daß die Deutschen den Fluß unter uns überschritten haben, denn ihre Granaten schlagen bereits bedenklich nahe ein. Wir retten uns nach Sochaczew. Es ist eine Stadt der Toten. Seine schweigenden Straßen lassen den Knall unseres Motors unheimlich widerhallen, wie wenn ein anderes gespenstisches Automobil hinter uns läme. Mit seinen sahlgelben und blauen Häusern steht Sochaczew aus wie eine spanische Stadt. Die Ähnlichkeit wird noch erhöht durch die Bogengänge, die hier wie in Madrid gebaut sind. Hier und da lugt aus den Fenstern und Türen ein fahles Gesicht. Die angstvollen Augen sind fragend auf uns gerichtet. Fast jedes Dach ist durch die Beschädigung zerstört, so daß nur noch einzelne Sparren wie Skelette herausragen. Wir halten auf dem Marktplatz, kommen zu der kaltscher Wegbrücke, und die Bzura fließt vor uns, ein stümmernder gelber Streifen, der jetzt Wellen umhüllt hat. Kahle braune Bäume reden sich am anderen Ufer empor. Kaum 400 Schritte sind wir von den deutschen Schützengräben entfernt. Das ist uns doch zu ungemütlich, und wir kehren wieder um. Wieder geht es durch das zerstörte Sochaczew; wir fahren zurück zu dem Hauptquartier der ersten Armee, unaufhörlich begleitet vom Kanonendonner, der den Grundton in diesem einförmigen Schichtenbild abgibt. Eine Patrouille mongolischer Kavallerie reitet vorüber. Sie tragen schäbige schwarze Papas, die russische Bezeichnung für ihre hohen Hüte,

und lange purpurrote Mäntel, die der einzige Farbenton in dieser grauen Landschaft sind. Um das Hauptquartier stehen einige Automobile; es sind aber viel zu wenig, um bei dem Transport der Truppen mitzukommen. Die Soldaten werden zumeist auf leichten Wagen transportiert, die vielfach von vier Pferden gezogen werden. Die halben Räder versinken im Schmutz. Endlose Reihen von sibirischen Ponies bedecken alle Straßen und suchen mühsam ihren Weg. Große Schwierigkeiten bereitet das Ausheben der Schützengräben. Die Stiche der Spaten und die Schläge der Hacken kommen sehr leicht durch die Oberfläche des Bodens, aber lodern nur um wenige Zoll die gefrorenen Unterschieden. Das ist eine der härtesten Aufgaben, die der Winter dem Soldaten stellt. Es ist jetzt fast unmöglich, tiefere Gräben in der ganzen Front auszuheben als solche, in denen man gerade knien kann. Die sibirischen Ponies scheuen vor unserem Auto; sie sind an so etwas noch nicht gewöhnt. In der Feuerlinie sind gerade Leute mit dem Anlegen eines Feldtelefons beschäftigt; sie führen die Drähte in der Richtung nach Süden. Es ist ein Beweis, daß die Schlacht nach dieser Richtung sich hingiebt. Überall sieht man die hohen Stangen der Telephonanlagen herausragen. An Stelle der hin- und hergaloppierenden Ordnonnangen sind jetzt diese langen Linien Kupferdraht getreten, die zu jedem Winkel der Front führen. Nicht nur an den Artilleriestellungen findet man Telephon, sondern sogar an den vorgehobenen Schützengräben, und öfters trägt der Kupferdraht einen dringlichen Ruf um Verstärkungen in einer Spanne Zeit fort, in der eine Ordnonnang noch nicht einmal ihr Pferd satteln konnte. Das Feuer der deutschen Kanonen ist unerträglich. Die Nacht bricht dunkler und dunkler herein. Jeder hat genug für diesen Tag. . .“

\* \* \*

Grammatisches aus der Seekriegssphäre. Nicht nur auf den weltgeschichtlichen Blättern sind Name und Latein der „Emden“, „Karlsruhe“ u. a. vermerkt, auch die vergleichende Grammatik mag sich nutzbringend mit ihnen beschäftigen, wie Dr. Walter Vogel in einer vorzügliches Material bietenden Abhandlung über „Die Namen der Schiffe im Spiegel von Volks- und Reichthum“ angedeutet hat. Ähnlich dem englischen Sprachgebrauch — wo sich das Schiff aus einem Neutrum zu einem Femininum umgewandelt hat und stets als „she“ bezeichnet wird — liebt es das Deutsche nicht, vom Schiff als etwas Sächlichem zu sprechen, trotz dem natürlichen Geschlecht des Wortes. Es spielt da ein interessantes Stück Wölkersphäologie mit. Bei allen Nationen wird das Schiff auf einen Eigennamen getauft: es hat eben in viel höherem Grade etwas Besonderes, auf sich Gestelltes, als etwa ein Haus, und wird deshalb nicht so leicht zur bloßen Nummer herabgesunken. Der Gebrauch der argentinischen Flotte, die als Kriegsschiffname „25. Mai“ und „9. Juli“ führt, widerstreitet dem nur scheinbar — hier erinnert das Datum an eine revolutionäre Umwälzung in der Reichsgeschichte. Nur wo die Schiffe sozusagen in Masse aufstreten und eines wie das andere aussehen, bei den Torpedobootsflotten und Unterseebooten, ist die bloße Nummerierung der Schiffe angekommen, wovon nur Japan eine merkwürdige Ausnahme macht, das für seine silbergrauen Torpedoboote den hebräischen Sprachschatz bemüht und solche angenehme Schiffchen „Hatsuhara“, „Vorfrühling“ oder „Oboro“, das ist der durch Rebel scheinende Frühlingsmond, oder „Quanigi“, „Abendstille“ und so ähnlich weiter tauft. Überall aber wird das einzelne Schiff, vor allem das Kriegsschiff — bewußt oder unbewußt — zum persönlichen Wesen, und das drückt sich auch in auffallenden Antonssequenzen des deutschen Sprachgebrauches aus. Meist wird ihm das Geschlecht seines Eigennamens beigelegt; man sagt der „Fürst Bismarck“, die „Nixe“, der „Panther“ usw. Aber auch da fehlt die Folgerichtigkeit: man hört fast allgemein die „Gneisenau“, die „Stosch“. . . „Wahrscheinlich“, bemerkt Vogel treffend, „hängt dies damit zusammen, daß man bei manchen Schiffen unwillkürlich die Zusammensetzung der Schiffsklasse hinzudenkt, also z. B. bei den jetztgenannten eigentlich sagen will „die Fregatte Gneisenau“ usw. Wie sehr überhaupt im Deutschen die Neigung besteht, Schiffe als weiblich aufzufassen, geht daraus hervor, daß man ganz allgemein Kriegsschiffe mit einem sächlichen Eigennamen, etwa Länder- oder Städtenamen, als feminini generis behandelt und ohne grammatische Skrupel die „Deutschland“, die „Emden“, die „Karlsruhe“ sagt. Immerhin fehlt hier noch die erlösende feste grammatische Formel.